

I. 4.

Klaus Zillesen, Dekan i. R.

Ettenheim

1943-1946: Evakuiert in Ichenheim

*1943 zieht die Familie (Vater bei der Wehrmacht) von **Recklinghausen** nach **Ichenheim**. Klaus Zillesen geht in **Offenburg** ins Grimmelshausen-Gymnasium, fährt jeden Tag mit der Schmalspurbahn nach Offenburg. Beschreibt Schulleben in Offenburg samt NS-Morgenfeier, auch dass er als Klassenbesten fast auf eine Adolf-Hitler-Schule gekommen wäre, wenn sein Vater nicht „Pfarrer“ gewesen wäre. 1944: Tieffliegerangriffe nehmen zu, Beschuss aus dem Elsaß ebenso, so zieht die Familie nach **Diersburg** ins Pfarrhaus, dort Weihnachtsfest. Anfang 1945 dann weiter nach **Hülben** bei **Urach** auf die Schwäbische Alb, Anfang April kehrt die Familie doch wieder nach **Ichenheim** zurück. Beschuss aus dem Elsaß, Treffer im Haus, dann Einmarsch der Franzosen. Danach Überfälle von Banden aus dem Elsaß, Frieden und Badevergnügen am Altrhein. Frühsommer 1946 Rückkehr nach **Recklinghausen**: Vater aus Kriegsgefangenschaft zurück, ausgemergelt und seltsam, Kinder fremdeln, doch dann gibt sich das.*

Das Jahr 1943 brachte für unsere Familie eine völlig neue Situation. Mein Vater wurde nun doch zur Wehrmacht geholt, und zwar als Kraftfahrer, später „Oberkraftfahrer“ und „Fahnenjunker-Unteroffizier“ Für uns in Suderwich (bei Recklinghausen im Ruhrgebiet) zurückbleibende Restfamilie wurde die Gefährdung durch die Bombenangriffe immer größer.

Viele Schulklassen wurden samt Lehrer in bayrische Landschulheime evakuiert. So zog schließlich auch meine Mutter mit uns dreien in einer Art privaten Evakuierung nach Ichenheim. Meine Aufnahmeprüfung fürs Gymnasium hatte ich noch in Recklinghausen am Petrinum gemacht, die Sexta besuchte ich dann bereits am Offenburger Grimmelshausengymnasium. Auch auf dem Lande war die Lebensmittelversorgung inzwischen schlecht geworden. Aus den verschiedenfarbigen Lebensmittelrationierungskarten, getrennt nach Fleisch, Brot, Fett, Nahrungsmittel (Nudeln), Tabak, Zucker, war inzwischen eine einzige geworden, die nur noch Ziffern enthielt. Diese Ziffern wurden, wenn es gut ging, in der Zeitung „aufgerufen“, und dann bekam man beispielsweise auf Nr. X 50 g Margarine oder 100 g Brot.

Das einzige, was es einigermaßen reichlich gab, waren Kartoffeln und Äpfel. Diese Kartoffeln gab es zu den Mahlzeiten wechselweise als rohe kleine Kartoffelklöße, von denen wir Unmassen aßen: bis zu 20 Stück jeder! Oder als „Schnorrjickel“ (gestampfte Kartoffeln mit einem Schöpflöffel ausgestochen, so dass Halbkugeln entstanden), oder „Bratkartoffeln“. Da es kein Fett zum Braten der Kartoffeln gab, wurden sie in der Pfanne auf eine Schicht Kaffeeprütt (natürlich von Kaffee-Ersatz) gelegt. Obwohl der Magen dann voll war, war man immer noch hungrig. So machte ich mir nach dem Mittagessen für die Mittagspause noch einmal einen Teller mit fünf geschälten, geviertelten, entkernten Äpfeln (wegen der wächsernen Schicht darauf hießen sie bei uns „Schmalzäpfel“) und schob dann noch einmal 20

Apfelviertel in mich hinein. Weil ich so unterernährt war, suchte meine Mutter für mich ein Bauernhaus, wo ich einmal in der Woche eine große Tasse kuhwarmer Vollmilch bekam.

In den beiden ersten Schuljahren auf dem Offenburger Gymnasium gehörte ich zu den Besten der Klasse, auch wenn ich mich - vor allem in Latein - ziemlich anstrengen musste, reichte es auch da zu einer Zwei. Morgens mussten wir schon sehr früh aufstehen: Ich meine um 5.30 Uhr, um dann 6.15 Uhr mit der Schmalspureisenbahn (MEG = Mittelbadische Eisenbahngesellschaft) in alten Waggons, davor eine kleine denkmalreife Dampflok, nach Offenburg zu fahren.

In den Eisenbahnwagen war es stockfinster wegen der Luftangriffe, auf die man ständig gefasst sein musste. Nur der Schaffner hatte eine Carbidlaterne vor dem Bauch mit einem schmalen Lichtschlitz, vor den er die Fahrkarte hielt, um sie zu kontrollieren. Außer Schülern und Schülerinnen stiegen in Dundenheim, Altenheim und Schutterwald auch Ladenmädchen und andere berufstätige Frauen ins Bähnle. Die ganze Fahrt über wurde gemeinsam gesungen, Soldatenlieder („O du schöner Westerwald" mit den üblichen Einwüfen „Heidewitzka“), Volkslieder („Es steht eine Mühle im Schwarzwälder Tal, die klappert so leis' vor sich hin" - mit Dienstmädchenterzen) oder die Schlager von damals (z.B. Lili Marleen).

In der Schule angekommen, mussten wir zunächst im „Auswärtigenraum" noch eine Dreiviertelstunde - wieder im Dunkeln - warten, bis der Schulbetrieb um acht Uhr begann. Zu den „Auswärtigen" gehörten auch die Kinzigtäler, die mit ihrer Eisenbahn von Ortenberg, Gengenbach und Biberach gekommen waren, darunter auch Paul-Gerhard Schmidt, der später mein Schwager wurde.

Vor Beginn des eigentlichen Unterrichts in den Klassenzimmern versammelte sich die ganze Schüler- und Lehrerschaft zu einer Art politischen Morgenandacht in der Aula. Zunächst wurde ein HJ-Lied gesungen („Es zittern die morschen Knochen der Welt vor dem großen Sieg"), donnernd begleitet vom Musiklehrer Richard Wagner. Er hieß tatsächlich so. Dann gab der Direktor in SA-Uniform die Losung aus, meist ein kerniges Wort von Hitler, Göring oder Goebbels, z.B. „Die deutsche Jugend muss hart wie Stahl werden, um einmal Stahl schmieden zu können." Der neueste Wehrmachtsbericht wurde verlesen, wobei wir in einem Extraheft die abgeschossenen feindlichen Panzer, Flugzeuge und versenkten Bruttoregistertonnen zu notieren und am Wochenende, Monatsende und Jahresende zu addieren hatten.

In den dann folgenden Unterrichtsstunden ging es dann nicht mehr so militärisch und politisch zu. Eines Tages wurden die beiden besten Schüler der Sexta, darunter ich, in die Offenburger Parteizentrale der NSDAP bestellt. Es sollte geklärt werden, ob wir würdig seien, auf eine der Adolf-Hitler-Schulen geschickt zu werden. Das waren Schulen, in denen die künftigen Parteikader geschliffen werden sollten. Wir beiden Sextänerchen betraten einen großen Saal, in dem vorn ein schwerer Konferenztisch stand, dahinter saßen mehrere Männer in Parteiuniform. Es wurden verschiedene Fragen gestellt, an die ich mich nicht erinnere. Als fünfte oder sechste Frage: „Was ist dein Vater von Beruf?" „Pfarrer", sagte, ich,

worauf der Parteimensch wütend „Raus!“ brüllte. Damit war die Angelegenheit abgeschlossen. Auch hier erinnere ich mich nicht an eine Reaktion meiner Mutter oder meiner Großeltern.

Die Schulverhältnisse wurden immer schwieriger. Immer mehr Schulen in Offenburg waren teilweise oder ganz zerstört. So mussten sich schließlich zwei bis vier Schulen ein Gebäude teilen, und jede Klasse hatte nur noch drei Stunden. Am frühen Vormittag, bis etwa um 10.30 Uhr, war die erste Schule dran, am späten Vormittag die zweite Schule und nachmittags dann eine dritte. Zum Teil wurden die Klassenräume durch hellhörige Bretterwände unterteilt (durch deren Astlöcher man rüberspicken konnte). In jeder Raumhälfte saßen die Schüler gedrängt wie Heringe, und man konnte jedes Wort verstehen, das der Lehrer jenseits der Bretterwand sprach. Da das Bähnle erst um 13.30 Uhr zurückfuhr und wir wegen des Schichtunterrichts schon um 10.30 Uhr Unterrichtsschluss hatten, liefen wir manchmal die zwölf Kilometer von Offenburg über Schutterwald, Dundenheim nach Ichenheim zu Fuß, teilweise auf dem Bahndamm, teilweise auf der Landstraße. Wir waren dann noch immer fast zwei Stunden eher zu Hause, als wenn wir mit der Bahn gefahren wären. Unterwegs mussten wir manchmal in Deckung gehen, weil wir von Tieffliegern angegriffen wurden.

Im Verlauf des Jahres 1944 waren die überfallartigen Luftangriffe der Jabos (Jagdbomber) immer gefährlicher geworden. Auf dem Feld, auf der Straße, in der Bahn, im Haus — überall musste man damit rechnen, plötzlich aus allernächster Nähe beschossen zu werden. Eines Tages traf auch unser Ichenheimer Haus solch ein Angriff: Wir waren in verschiedenen Zimmern des Hauses, jeder bei seiner Beschäftigung, als ein ohrenbetäubender Lärm das Haus erfüllte; Funken sprühten durch die Räume. Als alles nach unten rannte, um sich in Sicherheit zu bringen, war der Angriff schon vorbei. An manchen Stellen waren die Wände von Geschossen durchschlagen. Der bambusgeflochtene Sessel vor dem Radio war durchlöchert. Wenige Augenblicke vorher hatte noch eins von uns Kindern dort gesessen.

Ende 1944 entschloss sich meine Mutter, sich noch einmal mit uns Kindern auf den Weg zu machen in eine relativ sicherere Gegend. Sie schrieb an den Pfarrer in Diersburg. Diersburg lag zwar nur zwölf Kilometer weiter östlich, aber doch nicht in der ungeschützten offenen Rheinebene, sondern hinter den ersten Hängen der Schwarzwaldvorberge. Das Pfarrehepaar Bernlehr (später war er mein älterer Kollege im Freiburger Kirchenbezirk) nahm uns ins Pfarrhaus auf, obwohl dort schon außer ihnen selbst eine andere Flüchtlingsfamilie aus dem Rheinland wohnte. Mit dem Gepäck auf einem Handleiterwägelchen liefen wir zu Fuß von Ichenheim über Niederschopfheim nach Diersburg, etwa zwölf Kilometer.

Im Diersburger Pfarrhaus verbrachten wir einige Wochen zu viert in einem einzigen Zimmer. Dort wurde auch das ärmliche Weihnachtsfest 1944 gefeiert. Als Geschenk gab es Selbstgestricktes von der Mutter, hergestellt aus aufgeribbelten alten Stricksachen. Statt der gewohnten vielfältigen Weihnachtsplätzchen gab es nur noch eine einzige Sorte, die bei uns „Waschkorbrot“ hieß. Sie bestand aus Mehl, Wasser, Süßstoff (Sacharin) und Backpulver als Treibmittel. Immerhin hatten die Plätzchen, die aus dem gerollten

Teig ausgestochen wurden, die erwünschten weihnachtlichen Formen. Zum Mittagessen gingen wir (weil in der Pfarrhausküche, nicht alle Parteien kochen konnten) in ein Dorfgasthaus, wo man gegen Lebensmittelkartenabschnitte ein ganz einfaches Essen bekommen konnte. Am Nebentisch saßen junge Offiziere, manchmal angetrunken, auch mal mit blauem Auge nach einer Schlägerei, mit ihren „locker“ aussehenden Mädchen. Ihre Tischgespräche belauschend, hörte ich zum ersten Mal andeutungsweise etwas über Konzentrationslager.

Als auch Diersburg nicht mehr sicher genug schien, machte sich meine Mutter Anfang 1945 noch einmal mit uns auf den Weg, wieder *zu* (ehemaligen) Pfarrersleuten, nämlich in die Schwäbische Alb, nach Hülben bei Urach. Dort wohnte die alte Frau Busch, deren Mann zusammen mit Opa Greiner früher an der Frankfurt-Sachsenhausener Lukaskirche Pfarrer gewesen war. Die Bahnfahrt dorthin war ein Abenteuer. Züge fuhren nicht mehr nach Fahrplan, sondern dann, wenn es möglich war, eine zerbombte Strecke mal wieder notdürftig passierbar gemacht worden war. Die Fahrt dauerte zwei Tage plus die dazwischen liegende Nacht. Immer wieder musste man warten, umsteigen. In der kühlen winterlichen Nacht fuhren wir auf offenem Perron. Weil nicht mehr Platz war, saß der neunjährige Christoph auf dem Sattel eines dort angebundenen Fahrrades; er war eingeschlafen und drohte alle Augenblicke zwischen die beiden Eisenbahnwagen zu fallen. Am zweiten Reisetag kamen wir dann in Urach an und mussten noch - obwohl todmüde - den Fußweg nach Hülben auf die Höhe hinauf laufen.

Wir waren nur wenige Wochen in Hülben. Nachdem es auch dort keine Sicherheit mehr gab, entschloss sich meine Mutter noch im Frühjahr 1945, kurz bevor die Amerikaner von Frankreich her den Rhein überschritten hatten, wieder nach Ichenheim zurückzukehren. Dort fühlten wir uns mehr zuhause, hatten auch mehr Platz.

Allerdings lebte es sich hier inzwischen noch gefährlicher. Die Front war jetzt so nahe, dass von der andern Rheinseite her die Oberrheindörfer mit Artillerie beschossen werden konnten. Im Gegensatz zu den Jabo-Angriffen war der Artilleriebeschuss insofern „angenehmer“, als man den dumpfen Abschuss hörte und dann wenige Sekunden Zeit hatte, Deckung zu suchen, bis das Pfeifen der Granate zu hören war, danach die Explosion beim Aufprall. Die Zerstörungskraft der Artilleriegeschosse war allerdings erheblich größer als die der Jabo-Geschosse. Löcher von einem Meter Durchmesser wurden in die Hauswände gerissen.

Einmal waren wir bei solch einem Artilleriebeschuss in den Pumpenkeller gestürzt, und ich erinnere mich noch, wie Butzi in ihrer Todesangst laut betete. Auch ich hatte Angst und betete, traute mich aber nicht, das laut zu tun.

Nachts schliefen wir jetzt wegen des Artilleriebeschusses im gewölbten Steinkeller unter dem Tabakhenkenanbau. Dort standen ausgediente Betten in Reihen an den Kellerwänden. Das erinnerte mich an Illustrationen zu „Schneewittchen und die sieben Zwerge“. Auch Nachbarn hatten ihre Betten hier

aufgeschlagen. Und selbst der Wurthefritz mit seiner Frau - sonst im Clinch mit Oma lebend - stieg hier in Pantoffeln und Nachthemd herum.

Dann überrollte uns die Front: Einzelne, etwas runtergekommen aussehende deutsche Soldaten liefen auf dem Rückzug durchs Dorf, und vom Dachfenster des Hauses aus konnte man von Altenheim her auf der Straße die ersten amerikanischen Panzer heranrollen sehen. Alles hingte Bettlaken, Windeln und weiße Tücher aus den Fenstern zum Zeichen der Kapitulation. Und die, die vorher die fanatischsten Nazis gewesen waren, bejubelten jetzt am überschwenglichsten die Befreier, versuchten ihnen Apfelmost und Verpflegung aufzudrängen.

Der Krieg war zu Ende — aber wo war unser Vater? Weihnachten 1943 war er zum letzten Mal bei uns gewesen, vom Hund Striezi eine Stunde vorher gewittert, als mein Vater mitten in der Nacht noch zu Fuß von Offenburg nach Ichenheim unterwegs war.

Dann gab es vereinzelte Feldpost alle paar Wochen mal, dann nichts mehr. Wenn im Radio von den Kämpfen da oder dort berichtet wurde, fragten wir uns: Ist er dort mit dabei? Einmal kam sogar ein Paket mit Unmengen feldgrauen Zwirns auf grünen Pappsternchen, Zwirnvorrat für viele Jahre.

Es mag im Hochsommer '45 gewesen sein, als der Briefträger - wir waren gerade im Garten beim Gießen und Wasserschleppen - Post aus dem Kriegsgefangenenlager brachte, eigentlich nur ein Formular mit einem kurzen Satz, das erste Lebenszeichen meines Vaters. Aber wann würde er entlassen werden? In vier Wochen, vier Monaten, in vier Jahren? Tatsächlich dauerte es noch bis Juni '46, also fast ein ganzes Jahr, bis er zurückkehrte.

Wenn auch der Krieg zu Ende war, gab es dennoch weiter Gefährdungen und kritische Situationen. So kamen nachts immer wieder aus dem Elsass mit Jeeps, in Uniformen und bewaffnet kleine Räuberbanden oder Einbrecherteams. Mit Gewalt verschafften sie sich Einlass in die Privathäuser und nahmen mit, was ihnen wertvoll erschien, vor allem Schmuck, Uhren, elektrische Geräte, aber auch die Lebensmittel aus den Bauernhäusern: Wurst, Schinken. Meine Mutter und Großmutter hatten vorsorglich Schmuck, Uhren und transportable Wertgegenstände an allen möglichen Stellen versteckt. Schinken und Fleisch gab's ohnehin bei uns nicht zu finden. Ob es sich bei den Raubbanden um schlecht beaufsichtigte Soldaten aus Straßburger Kasernen oder um entlassene ehemalige Soldaten handelte, weiß ich nicht.

Eines Nachts wurde auch unser Haus heimgesucht: Brutale Schläge gegen die Haustüre, meine Mutter und wir Kinder wurden in ein Zimmer gedrängt und mit Waffen bedroht, Oma hatte die Männer durchs Haus zu begleiten, Schränke und Schubladen zu öffnen. Viel Brauchbares fand die Bande nicht. Unter anderem nahmen sie eine Art Kaffeemaschine, mit Spiritus zu betreiben, und schon damals eine

vorsintflutliche Konstruktion, mit - und Oma freute sich in Gedanken darauf, dass das Gerät mitsamt der Bande eines Tages drüben im Elsass in die Luft fliegen würde.

Von Herbst 1944 bis Herbst 1945 (oder gar Frühjahr '46?), also über ein Jahr lang, besuchte ich keine Schule - eine herrliche Zeit! Dennoch habe ich in diesem Jahr wohl mehr gelernt als je sonst, jedenfalls war diese Zeit für meine Entwicklung überaus wichtig. Ich las jetzt Bücher aus der reichhaltigen Bibliothek der Großeltern, z.B. alle Novellen von Theodor Storm. Gelegentlich wurde mir von Oma seltsame Literatur empfohlen, so erinnere ich mich an die Lektüre von Hesses „Steppenwolf“. Vielleicht hatte Oma was verwechselt. Dann verbrachten wir unendlich viel Zeit mit unsern Kaninchen, die den Speiseplan aufbessern sollten. Da wurden Ställe gebastelt, zweirädrige Schiebekarren gebaut, um morgens und abends an den Straßenrändern Futter zu sammeln: Löwenzahn, „Bäredobe“, Schafgarbe, Wegerich, Klee, vor allem Kräuter, weil wir glaubten, das Fleisch würde dadurch würziger.

Im Spätsommer wurden auf den abgeernteten Feldern die liegen gebliebenen Ähren gesammelt, handgedroschen und in selbstgenähten Säckchen zum Trocknen aufgehängt. Von eigentlicher Kaninchenzucht konnte nicht die Rede sein, obwohl wir Fachliteratur lasen und natürlich mühelos einen Rammler von einer Häsin unterscheiden konnten. Die Vermehrung unserer Haustiere ergab sich von selbst: Immer wieder brachen die Kaninchen aus den wackelig zusammengefügt Ställen aus und paarten sich. So erfuhren wir, was Inzucht in der zweiten, dritten oder vierten Generation bewirken kann: Unter anderem hatte ich einen Hasen, der auf einem Auge blind war. Ein anderer war offenbar geisteskrank oder mindestens schwer verhaltensgeschädigt: Unentwegt den ganzen Tag stieg er mit den Vorderläufen an der Stallwand hoch und ließ sich dann rückwärts fallen. Das Fleisch dieser armen Geschöpfe war geschmacklich aber nicht spürbar beeinträchtigt! Alle Kaninchen hatten Namen, und der Abschied, wenn sie geschlachtet werden sollten, war schmerzlich. Aggeda wartete mit der Enthauptung aber immer zartfühlend, bis wir ein paar Stunden außer Haus waren.

Butzi gründete eine Hasenzeitung, die in mehreren Exemplaren als Wochenblatt erschien und von Hand vervielfältigt werden musste für die etwa fünf Abonnenten. Die Hasenzeitung enthielt - teilweise illustrierte - Berichte über unsere Hasenhaltung, ferner Anzeigen („Stall zu vermieten“, „Roggenkörner zu verkaufen“, „Wer hat Nägel oder Maschendraht zum Stallbauen“). Auf der dritten Seite war ein selbstverfasster Hasenroman in Fortsetzungen zu lesen. Wie stolz war ich, als ein Hasenartikel von mir vor Butzis strengem Chefredaktionsauge Gnade fand und veröffentlicht wurde. Wir streunten und stöberten in den alten Stallanlagen herum. Auf dem Heuboden zwischen den frei gespannten Balken zogen wir alte Wagenseile und versuchten uns als Seiltänzer. Unter das Seil häuften wir uraltes Heu und ließen uns hinunterfallen. Irgendwo fanden wir alte Stelzen aus den Kinderjahren meiner Mutter und der Diakonisse Tante Marlis.

Im Sommer liefen wir im Dauerlauf nur mit Badehose bekleidet die drei oder vier Kilometer zur Mühlbachbrücke im Altrheingebiet, wo sich der Bach zu einem kleinen zwei Meter tiefen See erweiterte, umgeben von Bäumen und Sträuchern. Hier lernten wir gut schwimmen, sprangen von dem alten Sandsteinbrückengeländer in das tiefe klare Wasser oder mit Anlauf und weitem Sprung am Brückengeländer seitlich vorbei ins kühle Nass. Oft blieben wir dort einen halben Tag lang, sahen Kreuzottern oder einen Bienenschwarm, dann ging's zurück, vielleicht auf einem der von Pferden oder Kühen gezogenen Holzleiterwagen der Bauern mitfahrend.

Es war im Frühsommer '46, wir badeten gerade wieder im Mühlbach, als plötzlich Aggeda mit dem Fahrrad auftauchte, was noch nie vorgekommen war. Wir sollten schnell nach Hause kommen. Ein Lastwagen werde gerade vor dem Haus mit unseren Sachen beladen, um uns wieder nach Recklinghausen zu bringen, wohin mein Vater aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden war.

Unsere Freude und Spannung waren groß. Irgendwie hatte meine Mutter, ohne uns etwas zu sagen, das Verkehrsmittel „organisiert“ (so sagte, man, wenn etwas mit nicht ganz legalen Mitteln beschafft wurde). Plötzlich stand das Gefährt zur Verfügung. Am nächsten Tag schon ging die Reise los: auf offenem Lastwagen mit Holzvergaser. (Da es kein Dieselöl oder Benzin gab, waren die Autos auf Holzgasantrieb umgestellt worden: In einem fest montierten hohen Metallkessel wurde Holz verbrannt, so dass Gas für den Verbrennungsmotor produziert wurde. Immer wieder blieben die Autos unterwegs stehen, dann musste Holz nachgelegt werden.) Wir fuhren nun zunächst im strömenden Regen mit unsern Kisten, Koffern, Kästen, Kaninchenställen, auf einem ausgedienten Ichenheimer Sofa sitzend, notdürftig mit Planen abgedeckt, nach Ladenburg, wo Tante Marlis in einer Baracke des ausgelagerten Mannheimer Diakonissenmutterhauses uns für wenige Tage unterbrachte, bis die Fahrt weitergehen konnte.

Unterwegs mussten die Grenzen von der französischen zur amerikanischen und dann zur englischen Besatzungszone passiert werden. Da wegen der im Krieg zerstörten Städte überall Wohnraummangel herrschte, wollte keine Besatzungsmacht zusätzlich Menschen aufnehmen. So mussten die Grenzsoldaten jeweils mit zwei oder drei Schnapsflaschen bestochen werden. Den Schnaps hatte meine Mutter irgendwie in Ichenheim - natürlich auch illegal - beschafft.

Dann ging die Fahrt weiter nach Suderwich. War es der 11. oder der 16. Juni? Jedenfalls hatte ich unseren Ankunftstag mehrere Monate vorher ohne jeden Anhaltspunkt vorausgeahnt. Ich hatte Anfang des Jahres einen Kalender, vergleichbar einem Adventskalender, gemacht, der willkürlich an jenem bestimmten Junitag endete, an dem wir dann tatsächlich in Recklinghausen ankamen. Auf Grund dieser Erfahrung war ich lange Zeit der Überzeugung, dass ich eine prophetische Gabe oder den siebten Sinn habe.

Die Spannung und Vorfreude auf das Wiedersehen mit meinem Vater, den wir zweieinhalb Jahre nicht gesehen hatten, war unbeschreiblich groß. Umso schlimmer die Enttäuschung und Ernüchterung, als er dann vor uns stand! Dieser abgemagerte, etwas mickrige, relativ kleine Mann in amerikanischer Kriegsgefangenenkleidung mit Mütze und den Buchstaben POW (Prisoner of War) auf dem Rücken, mit Pflaster zusammengeklebter Drahtbrille auf der Nase, sollte unser Vater sein? Auf dem Foto, das meine Mutter immer auf dem Nachttisch stehen hatte (allerdings zehn Jahre vorher aufgenommen), hatte er doch unvergleichlich attraktiver ausgesehen.

Butzi brach in Tränen aus. Das Sich-Wieder-Zusammenfinden dauerte Monate und war für alle - auch wohl für meine Eltern - schwierig, zumal das Pfarrhaus vom Krieg her noch schwer beschädigt war: ohne Dach, die Obergeschosse unbewohnbar, die Fenster bis auf kleine verglaste Lichtluken zugemauert, die Räume vollgestellt mit Möbeln, soweit sie aus den oberen Stockwerken hatten gerettet werden können.

Mein Vater nervte uns alle mit endlos wiederholten Berichten aus den Kriegsgefangenenlagern. Wochenlang war er nicht bereit, seine Kriegsgefangenenkleidung abzulegen, weil er das für Verrat an die zurückliegenden Jahre und an seinen Kameraden hielt. Auch seine Hausbesuche als Pfarrer in der Gemeinde machte er in dieser Gefangenenkleidung. Erst allmählich kehrten wir alle wieder in die Normalität zurück. Ein neuer Lebensabschnitt begann für mich: meine Schulzeit und Jugendjahre von 1946 bis zum Abitur 1953.

Klaus Zillesen